

(Nachdruck verboten.)

2) Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franko.

„Eine Depesche!“ rief Angela ein wenig verwundert und öffnete eilig das Blatt.

„Aus Philippopol! Von Sternberg! Was hat er in Philippopol zu schaffen?“

Und dann las sie beinahe im Flüstertone die paar Worte, die das Telegramm enthielt: „Komme mit dem Orient-Expresszug. Schicke weiteres Telegramm aus Budapest. David.“

Angela erblaßte. Unbeweglich saß sie da, die Finger, die das Telegramm hielten, erzitterten krampfhaft, das Telegramm fiel ihr auf den Schooß. Starren Blickes mit erweiterter Pupille blickte sie stumm vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Sie suchte nur im Innern ihrer Seele etwas, was ihr helfen konnte, das Räthsel, das die lakonische Depesche enthielt, aufzulösen. Endlich, nachdem sie nichts gefunden, wandte sie sich zu Zulchen.

„Was heißt das?“ fragte sie.

„Weiß ich's denn? Ich fühle nur...“

„Daß mich in Ruh' mit Deinen Gefühlen“, rief beinahe unwirlich Angela.

„Warum ist er fort von Konstantinopel?“

„Das ist's ja eben, was mich beunruhigt.“

„Warum reist er mit dem Orient-Expresszug? Er scheint Eile zu haben.“

„Das fürchte ich auch.“

„Warum reist er nach Budapest? Was hat er dort zu suchen?“

„Lauter Räthsel.“

„Weshalb telegraphirt er nicht deutlich, was geschehen?“

„Es scheint, daß er sich nicht ganz sicher fühlt.“

„Etwas muß also vorgefallen sein.“

„Das ist eben die Hauptsache. Wenn etwas Schlimmes geschehen ist, so ist es ebenso wichtig, zu erfahren, wo es geschehen ist, in Konstantinopel oder... Ah!“

In diesem Augenblicke geschah etwas Ungewöhnliches, Unerwartetes, etwas, was mit so elementarer Gewalt die Thüre des Zimmers aufstieß und gleichzeitig mit einer kalten Luftsäule in den stillen Raum drang, daß das Feuer im Kamin aufloderte, die flammenden Spähne aufzischten, und von den glühenden Kohlen Sprühfunken bis in die Mitte des Zimmers flogen — etwas, was die beiden Frauen aufschreckte, Angela aufspringen ließ und sie in einem tollen Wirbel dahinstürzte, von dem hinter dem grauen, frostigen Nebel nichts zu sehen und zu hören war, als flammende Rüsse, Schluchzen, wieder Rüsse, schnelles, keuchendes Athmen, Fragmente von unverständlichen Ausrufen, Geflüster, dann wiederum Rüsse, die Worte „Anton“, „Angela“, und endlich ein langandauerndes, herzhaftes Weinen, von krampfhaften Lachanfällen unterbrochen.

II.

„Anton! Du schlimmer Junge! Wie konntest Du mir das anthun! Du schreibst mir, daß Du erst nachts kommst...“

„Ich habe mich losgerissen, ich habe mich losgerissen, früher, als ich es hoffte, und hier bin ich nun! Hier, hier, hier!“

Und mit heißen Küßen bedeckte Anton Hände und Mund seiner Frau.

„Und wann bist Du gekommen?“

„Um neun Uhr!“

„Und kommst erst jetzt zu mir?“

„Dienstpflichten, Angela! Ich mußte meine Leute in die Kaserne abführen und beim General-Kommando den Rapport erstatten! Gut, daß ich so bald fertig wurde!“

„Schlimmer Junge! — Schlimmer Junge!“ wiederholte Angela noch immer mit schmolender Miene und schlug ihn über die Hände, mit denen er ihre Taille umfaßte und sie aus Herz drückte.

„Anton“, „der Junge“, war ein schlanker, stark gebauter Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit dünnem, graumelirtem Haupthaar und röthlichem Schnurr- und Backenbart, trug einen Säbel, einen militärischen Wintermantel und die

Hauptmannsuniform eines österreichischen Infanterieregiments. Sein Gesicht strahlte vor Gesundheit trotz der Spuren großer Ermüdung nach der eben beendeten langen Reise.

Der Hauptmann Anton Angorowicz war soeben aus Bosnien zurückgekehrt. Mit einer der ersten Abtheilungen des Okkupationsheeres nach Bosnien gesandt, hatte er Antheil an allen Schlachten und Scharmützeln, welche die Okkupation und Pasifikation dieses Landes mit sich brachte, genommen, war vom Lieutenant zum Hauptmann avancirt, aus Rücksicht auf die höhere Gage und die versprochene weitere Beförderung freiwillig noch drei Jahre in Bosnien geblieben und nun, nach fünfjähriger Abwesenheit, in den Schooß seiner Familie, nach Lemberg, zurückgekehrt. Er wurde hier einem Lemberger Regimente zugetheilt und sollte beim Mai-Avancement Major werden, was so ziemlich für ihn und seine Familie eine gesicherte Existenz bedeutete. Seine kühnsten, heißesten Wünsche sollten nun bald in Erfüllung gehen.

„So habe ich Dich, habe Dich endlich, Du mein theuerster Schatz, mein Gold, mein Leben! Nach langjährigen Mühen und Gefahren!“ rief der Hauptmann mit vor Rührung erstickten und abgerissenen Worten, indem er seine noch immer bald schluchzende, bald lachende Frau in den Armen hielt. „Nun gehör' ich Dir — jetzt soll uns nichts mehr trennen!“

Fest umschlungen ließen sich beide aufs Kanapee nieder. In diesem Augenblicke erst fiel der Blick des Hauptmanns auf Zulchen, die verlegen da stand, nicht wußte, was sie anfangen sollte.

„Halt! Regiment!“ rief lustig der Hauptmann. „Wer ist das?“ fragte er, zu seiner Frau gewendet.

„Ach, ich vergaß Dich vorzustellen! — Julie Szablinska — meine Kollegin vom Pensionat her. Zulchen, dieser unartige Junge, wie Du ihn da siehst, mit dem häßlichen Schnurrbarte, das ist der Anton, von dem ich Dir die Ohren vollredete.“

Zulchen verbeugte sich und begann, den Hut an den Haaren anzupfehlen.

„Hergestellt!“ rief der Kapitän. „Gut weglegen! Hier, auf den Tisch! Niedersehen! Die Freundin meiner Frau ist meine Freundin. Einen Freund würde ich vielleicht zum Duell fordern, aber eine Freundin fordere ich auf, daß sie zum Mittagessen dableibt!“

Zulchen, sichtlich noch mehr verlegen, hielt den Hut in der Hand und konnte sich nicht entschließen.

„Herr Hauptmann“, sagte sie endlich, „ich danke für die freundliche Einladung, aber heute ist ein Tag bei Ihnen, an dem meine Anwesenheit vollkommen unpassend wäre. Wirklich...“

„Gilt nichts!“ erwiderte mit komischer Strenge der Hauptmann.

„Heut' bin ich in einer Verfassung, daß ich die ganze Welt umarmen und küssen könnte — sogar jene alte Jüdin, die vor der Synagoge heiße Bohnen verkauft.“

„Jidone! Anton!“ rief Angela, ihm einen Schlag auf die Schulter versetzend.

„Nun, warum provozirt mich Deine Freundin?“ sagte der Kapitän. „So erkläre ihr doch, daß es bei mir keine Ausflüchte giebt, daß ich keinen Widerstand ertrage. Was gesagt ist, ist gesagt. Fräulein Julie bleibt zum Mittagessen, und damit basta!“

„Ha, ha, ha! Sie ist kein Fräulein — nun siehst Du, wie sie Deinen Befehl entschlipfen kann.“

„Kein Fräulein? Was denn sonst?“

„Sie kann sich schön bei Dir bedanken, daß Du eine alte Jungfer aus ihr machen willst.“

„Alte Jungfern mag ich nicht leiden. So ist sie also verheirathet. Dann behalten wir sie hier, bis uns ihr Mann eine Exekution schießt.“

„Nun bist Du wieder auf den Leim gegangen, alter Spag! Frau Julie ist Wittwe.“

Auf dem Gesichte des Hauptmanns zeigte sich ein komischer Ausdruck großer Enttäuschung. „Wittwe? Wittwen sind mir verhaßt. Wittwen und Eulen sind Vögel, die Unheil verkünden. Will etwa die Wittwe durchaus nach Hause gehen?“ fragte er nun zu Julie gewendet.

„Ich denke wohl, Herr Hauptmann“, sagte Julie, noch immer unentschlossen, ob sie den Hut aufsehen sollte oder nicht.

„Gott geleite Sie! Gott geleite Sie!“ unterbrach der Hauptmann, sprang eifertig vom Kanapee auf und half ihr artig Mantel und Gummischuhe anziehen, holte ihren Regenschirm und mit seinen beiden gewaltigen Händen ihr kleines Händchen drückend, sagte er, schon ganz ernst: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, die barsche Begrüßung, ich bedauere, daß Sie nicht die Güte hatten, länger zu bleiben. Doch ich muß einsehen, daß Sie Recht haben. Heut' bin ich wohl für Fremde unerträglich. Sie sind mir doch nicht böse?“

„Aber, Herr Hauptmann!“ protestirte Julie.

„Und Sie besuchen uns wieder?“

„Mit größtem Vergnügen.“

„Aber bald? Morgen!“

„Wenn es mir die Zeit erlaubt.“

„Kein wenn! Kein wenn! Wenn Sie morgen nicht kommen, so muß ich es als Beweis ansehen, daß Sie mir böse sind.“

„Aber, Herr Hauptmann: Wie können Sie so was denken!“

Beim Abschied flüsterte Julie Angela ins Ohr: „Sollte etwas vorfallen, so bin ich noch heute Abend hier.“

Angela küßte sie und begleitete sie bis zur Thüre. Der Hauptmann legte nun erst Mantel und Säbel ab und versuchte, nach dem gewaltigen Gefühlsausbruch Ruhe zu gewinnen. Es war das keine leichte Sache. Im Fauteuil sitzend, wollte er sich im Zimmer umschauen, doch alle Sachen tanzten ihm vor den Augen, flossen in eine einförmige graue Masse zusammen, die von einem rosigen Nebel umhüllt schien, gaben wunderbare Töne von sich, die mächtig in seinem Herzen widerhallten, daß ihm das Blut heißer aufwallte. Er sprang wieder auf, durchschritt einige Mal hastig das Zimmer, und als Angela vom Korridor zurückkam, riß er sie von neuem in seine Arme, bedeckte Mund, Augen, Stirne und Haare mit heißen Küßen.

„Kind, Du erdrückst mich!“ rief Angela scherzend. „Man merkt Dir's an, daß Du von einem heißeren Klima kommst! Früher hast Du Dich nicht so feurig geberdet!“

„Bist Du böse?“ flüsterte glücklich der Hauptmann, umschlang sie noch fester und blickte tief in die wundervollen strahlenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Agnes Sorma

hat sich am Sonntag als Nora im Deutschen Theater verabschiedet. Man hat ihr die üblichen Ehrenbezeugungen erwiesen. Die gleichen einander in allen Fällen und interessieren uns nicht weiter. Durch den Abschied von Frau Sorma fallen aber interessante Streiflichter auf unsere Kunstpflege im allgemeinen. Darum sei es gestattet, an dieser Stelle, wo nicht selten schauspielerische Leistungen von Vorstadtruppen ihre Zensuren erhalten, wiewohl diese Kunst der Kunst dressirter Papageien gleicht, der schauspielerischen Persönlichkeit von Agnes Sorma noch einmal zu gedenken.

Frau Sorma, die nunmehr dem ständigen Theater Lebewohl sagt und sich zunächst nach Amerika begiebt, gilt heute, da sie in der Vollreise ihres Könnens und ihrer Weiblichkeit steht, als das bedeutendste Talent unter den Schauspielerinnen Deutschlands. Darüber ließe sich noch rechten; unzweifelhaft aber ist Frau Sorma eine künstlerische Persönlichkeit, die eben in ihrer Art außer dem Vergleich steht; und das ist in der Schauspielkunst seltener, als in anderen Künsten, und bei Schauspielerinnen besonders selten. Sie hat diese Persönlichkeit nicht mit einem Schlag zur Reife gebracht. Nach der Lehr- und Wanderzeit in der Provinz kam Frau Sorma zu Arronge ans Deutsche Theater. Sie mußte zunächst die Theaterneiven in den Komödiantenstücken der Schönthan und ähnlicher Geisteshelden spielen. Da ist es schwer, etwas ganz Besonderes zu sagen. Wie das Stück flache Schablone wird, so beruht die Schauspielerei darin auf hergebrachter Tradition und auf der Dressur in Theaterschulen. Trotzdem prägte sich schon damals ihr Wesen kaum verkennen konnte. Das war eine Kunst, wie sie gerade im rauheren Deutschland zu den kostbaren Besitzthümern gehört. Sie ist von heller Farbe, sonnenumflossen und ruht auf dem Grund einer unberührten Anmuth. Frau Sorma ist wohl eine Ostdeutsche; aber es quillt in ihren Adern wie von südlichem Lebensblut.

Wenn man von Frau Sorma spricht, so darf man dabei nicht an die weiblichen Räufere und Heroinen denken. Es ist ein Barbarenstandpunkt, äußerliche Wucht über innere Feinheit zu stellen. Es ist derselbe Standpunkt, von dem aus der Jutendant Herr v. Hülßen einst die Tragödin Charlotte Wolter nicht ans Schauspielhaus engagirte. Sie hatte nämlich nicht das nöthige „hohe Maß“.

Auf dem Boden der Grazie, nicht auf dem der düsteren Tragik blühte die Kunst der Sorma auf; nun galt es, diese ursprüngliche Grazie zu adeln, zu vertiefen.

Da kam denn vor allem das Wesen eines Poeten befruchtend zu Hilfe, der in Berlin und in Norddeutschland verhältnismäßig späte Anerkennung fand, der dafür dank dem Doppelreichtum von Herrn Raing und Frau Sorma bei uns mit einzelnen Werken nachhaltiger wirkte als in seiner engeren Heimath, in Wien. An den Frauengestalten Grillparzer's wuchs Frau Sorma empor und von allen schauspielerischen Gaben, die sie uns darbot, bleibt ihre Jüdin von Toledo immer noch das vollendete Beispiel der völligen Verinnerlichung von Kunst und des Schauspielers Grundnatur. Wie Frau Sorma des Dichters Gebilde neu erschafft, wie sie das Judennädchen darstellt, in Listern erfahren, tagenartig verschlagen, mit funkelnden Augen, eigentlich so gemein in ihrer Lüsterheit und Habgier, und wie über all das dennoch ein Schimmer von heiligender Schönheit und Grazie gebrillt ist, als wie ein strahlender Mantel: da bleibt kein Rest übrig, das ist ein Meisterstück. Nicht mit unrecht hat man betont: Die Frauengestalten Grillparzer's seien im Grunde verkleidete Wienerinnen. Ihr anmuthumflößender weicher Sinn wird nur dichterisch verklärt und geadelt. Auch in der Persönlichkeit stößt man immer auf den Grundklang: weiche, reizumflößene Anmuth. Es ist kein Zufall, daß sie Grillparzer's Frauengestalten am kongenialsten wurde. In „Beh' dem, der trägt“ und in der „Jüdin von Toledo“ gab sich das Schaffen von Frau Sorma am reinsten, weil am ungezwungensten aus.

Frau Sorma hat in ehrlicher Arbeit die Grenzen ihres Könnens zu erweitern gesucht. Sie hat sich an den Nora-Typus herangewagt und in der Agnes Jordan eine ganze weibliche Tragödie von frühlicher Brautchaft bis zur verklärten Resignation im Alter zu erschöpfen versucht. Daß einer Arbeiterin von starker geistiger Energie auch solche Gebiete nicht verschlossen bleiben können, ist klar. Aber auch auf diesen Gebieten ist das Beste, was sie zu geben hat, das Dichte, das Freudige im Grundklang ihrer künstlerischen Seele. Es giebt sogar ihren tragischen Gestalten den ganz eigenthümlich melancholischen Reiz. Agnes Jordan schleicht gebrochen durch das Haus des rüden Gatten, längt hat sie es verlernt, sich gegen die Pöbelhaftigkeit des Rücklosen zu empören; Kummerfalten durchsuchen die Stirn, verflört und schen blicken die Augen, die unruhigen Augen der verschüchterten Menschen: dann aber fällt ihr Blick auf eins ihrer Kinder; es verschwindet das wehmüthige Zucken der Lippen, ein Lächeln gleitet darüber, und das gekrümmte Rückgrat scheint sich straff aufrichten zu wollen.

In solchen Momenten thut Frau Sorma, was eben sie nur kann. Das Häßliche wird verschönt, das Düstere in weichere Melancholie verwandelt. Alle starken Persönlichkeiten sind in der Schauspielkunst viel mehr an die Grundbedingungen ihrer Natur gebunden, als die Künstler von flacherem Gepräge, die auf weit zahlreicheren Tacten spielen können, nur daß sie nicht so voll hineingreifen. Von drei ersten Schauspielerinnen ergreift die Duse als Nora am mächtigsten zum Schluß. Jedes Wort ist Bitterkeit. Nora's Abschied ist großer Grimm. Wie die Rejane Nora's Aufregungen, ihre kampfhafte Spannung schildert, die Tarantella tanzt, das kann unsere Sorma nicht. Wie aber die Sorma im „Puppenheim“ herumtollt, ein Kind, ein sonnenfrohes Kind unter ihren eigenen Kindern, das machen der Deutschen weder die Italienerin, noch die Pariserin gleich.

Frau Sorma will nunmehr keiner Berliner Bühne mehr angehören; sie will wiederkommen, aber stets nur als fahrender Gast. Die mannonistische Entwicklung, die sich auf alles erstreckt, hat auch diese Kunstschäden gezeitigt. Sie hat das Virtuosenhumor monopolisirt. Es hängt mit dem Handelsbetrieb im Theater und der Theateragentur zusammen. Wo eine schauspielerische Kraft über das durchschnittliche Niveau weit emporragt, beginnt ein brennender Konkurrenzkampf um sie. Ein Sprichwort sagt: Der Theaterdirektor schneidet den Schauspieler vom Galgen ab, wenn er ihn brauchen kann. Gewiß ist, er monopolisirt ihn für sich und greift tief in seinen Geldbeutel, was er sonst nicht gerne thut. Vieber schindet er die Kleinen aufs Blut, als daß er sich die zugkräftige Erscheinung entgehen läßt. Was der Theaterdirektor nicht mehr kann, das besorgt der Imprefario, der Handelsagent, der Mann der Melanie und „Freund der Presse“. Er schafft die mächtigen Gastspielhonorare, die wieder nur auf Wanderfahrten gewonnen werden können. Er monopolisirt seinen Virtuosen und jagt ihn durch die Welt von Ost nach West; denn erhöhte Einnahmen bedeuten für ihn erhöhte Provision.

Als man sie auf die Nachteile des Virtuosenhums gegenüber dem Verbleib in einem festen Ensemble aufmerksam machte, hat Frau Sorma — leider nur zu treffend — geantwortet: Und was bietet das ständige Theater dem Künstler heute viel mehr? Wird nicht auch das Virtuosenhafte gezüchtet? Haben denn unsere kaufmännischen Theater ein Repertoire in der künstlerischen Bedeutung? Ob Dichter, ob Macher: Wenn ein Stück einschlägt, wird Neubau damit getrieben. Man schürft den Erfolg aufs letzte Körnchen aus. Frau Sorma könnte in dieser Saison vielleicht noch fünfzig Mal die Salome tanzen. Das ist mindestens so böse, wie das virtuose Gastspielreisen mit wenigen Rollen. Auch das stumpft das schauspielerische Vermögen ab und lähmt die geistige Regsamkeit. Das Theater ist eben Handelschaft geworden. Darüber hilft kein sentimentales Greinen hinweg. —

Kleines Feuilleton.

ie. Die 200 Jahre alten Vorläufer des Fahrrades. Die „Zentral-Zeitung für Optik und Mechanik“ macht in einer kleinen interessanten Anmerkung darauf aufmerksam, daß als die ältesten Vorläufer des heutigen Fahrrades wohl die vieräderigen, von dem Fahrenden selbst in Bewegung zu setzenden Wagen gehören, die von den Nürnbergern Hans Hautsch u. Fasler in der Mitte des 17. Jahrhunderts gebaut wurden; eine ähnliche Maschine brachte vor rund 200 Jahren der Arzt Richard aus La Rochelle zu Stande. Direktor Hädicke in Remscheid hat in einem Vortrage neulich jedoch darauf hingewiesen, daß diese merkwürdigen Fahrrad-Wagen höchstens als Urahnen des heutigen Dreirades anzusehen seien, während die Schaffung des Zweirades die Erfüllung ganz anderer technischer Vorbedingungen verlangte wegen seines nicht stabilen Gleichgewichtes. Gewöhnlich hat man die von dem badischen Forstmeister Karl von Drais, Freiherrn von Sauerbrunn, 1817 in Mannheim erfundene Laufmaschine als den ersten Ursprung des Zweirades betrachtet. Diese Maschine, auch Draisine genannt, hatte zwei Räder hintereinander und darüber zwischen ihnen einen Sattel als Sitz und auch einen Bügel zum Anstützen der Arme, Tretturbeln waren jedoch nicht vorhanden, vielmehr wurde das Rad dadurch bewegt, daß der Fahrende sich abwechselnd mit den Füßen vom Boden abstieß. Der diesen Maschinen auch beigelegte Namen Rennräder ist wohl von einem Spottvogel erfunden, denn die Vermehrung der Geschwindigkeit durch dieselben war nicht erheblich, dagegen die Anstrengung für den Fahrenden eine viel größere, als wenn er die gleiche Strecke zu Fuß gegangen wäre. Auch diese Erfindung kann man daher wohl kaum als den eigentlichen Anfang unserer heutigen Zweiräder bezeichnen. Die eigentliche Erfindung derselben ist vielmehr von dem Zeitpunkt an zu rechnen, wo die Laufmaschinen mit Tretturbeln versehen wurden. Diese weittragende Erfindung zuerst gemacht zu haben, ist lange ein Streit zwischen Franzosen und Deutschen gewesen, jedoch ist es jetzt als feststehend zu betrachten, daß der Deutsche Philipp Moritz Fischer, ein Instrumentenmacher in Schweinfurt, spätestens 1855 ein solches Zweirad mit Tretturbeln baute, während eine solche Maschine in Frankreich erst 1859 von Michaux geschaffen wurde. Für die weitere Ausbildung des Fahrrades zu der Bedeutung, die es heute besitzt, haben dann unstreitig die Amerikaner und Engländer das meiste beigetragen. Als das Fahrrad zuerst von Europa nach Amerika eingeführt wurde, diente es unter dem wenig ermutigenden Namen „Knockenschüttler“ nur als Spielerei, bis der Ingenieur Cowper auf den Gedanken kam, die Räder durch Verfeinerung der Speichen und Aufhängung der Naben in denselben wesentlich zu erleichtern und damit die Beweglichkeit der Zweiräder mit einem Schlage bedeutend zu erhöhen. Auch hatte Cowper schon die Idee, die Reibung durch einen um das Rad gelegten Gummireifen zu vermindern. Der nächste große Fortschritt geschah dann von seiten eines Thierarztes in Dublin namens Dunlop, nämlich die Erfindung des Pneumatic oder wenigstens seine Anwendung auf das Fahrrad. Hohl, mit Luft gefüllte Reifen hatte man für Wagen schon in den dreißiger Jahren in London gebraucht. Dunlop legte um das Fahrrad seines zwölfjährigen Sohnes einen mit Ventil versehenen Luftschlauch und mit gepresster Luft gefüllten Gummischlauch, der durch Umwicklung mit einem Leinwandstreifen mit der Radfelge fest verbunden wurde. Ein Radfahrer, der Dunlop gelegentlich besuchte, erkannte sofort die große Bedeutung der neuen Idee, auf die der Erfinder nun ein Patent nahm, worauf sich der pneumatische Reifen von hier aus über die ganze Welt verbreitete.

Literarisches.

n. Gustav Weng: „Kontraste des Lebens und der Liebe.“ Ein Novellenbuch. — „Um ein Ideal.“ Schauspiel in einem Akt. — „Berg und Volze.“ Satirische Charakterkomödie. — „Morituri“ oder Schauspielersblut.“ Lustspiel in zwei Akten. — Berlin-Friedrichshagen, 1897/1898. C. Teisler u. Co. — Die vorliegenden vier Arbeiten erheben sich in keiner Hinsicht über ein sehr bescheidenes Durchschnittmaß. Die drei Theaterstücke sind sogar nur saubere Dilettantenarbeit. Der äußerst harmlose Inhalt ist willkürlich zusammenkonstruiert, die Handlung matt und der Ausgang der Fabel abgedroschen. Von einer Charakterisierung der Personen kann in „Morituri“ und „Um ein Ideal“ gar keine Rede sein. In „Berg und Volze“ sind die Hauptpersonen beinahe Zerrbilder. Nirgends fühlt man den warmen Pulsschlag der Wirklichkeit. Man merkt zwar, daß es der Verfasser sehr gut gemeint hat; aber für den Mangel an Gestaltungskraft kann uns dieser gute Wille nicht entschuldigen. Betrachtlich vortheilhafter präsentiert sich das „Novellenbuch“. Hervorragend nach Inhalt oder Form ist zwar keines der Stücke, im Gegenheil, die kleinen Erzählungen lassen in künstlerischer Hinsicht noch viel zu wünschen übrig. Aber man spürt doch hier wenigstens den natürlichen Hauch des Lebens. Besonders gilt dies von der letzten Novelle „Unter moralischem Zwang“. Bedeutend schwächer ist die Erzählung „Ein Dorfgenie“, deren Schluß den Widerspruch geradezu herausfordert. Am besten gelungen sind dem Autor die kleine Skizze „Mutter Brigitte“ und die historische Novellette „Durch Liebe zur Höhe“. —

Aus dem Alterthum.

— Ein interessantes und fesselndes Bild der kleinasiatischen Stadt Priene wird nach dem Gesamtresultat

der bisherigen Ausgrabungen im neuesten Hefte des Jahrbuches des deutschen archäologischen Instituts entworfen. Danach würde die Stadt, die an der Südseite des Mykale liegt und besonders durch den von Alexander dem Großen der Stadtgöttin Athene geweihten Tempel bekannt und berühmt ist, durch ein System rechtwinklig sich kreuzender Straßen in rund 70 unter sich gleiche Rechtecke getheilt. Um für die öffentlichen Gebäude Platz zu schaffen, waren mehrere solcher Rechtecke zusammengelegt. Die Hauptverkehrswege, zwischen 6 und 7 Meter breit, hielten streng die Richtung von Westen nach Osten inne. Dieses regelmäßige Straßensystem wurde mit Rücksicht auf den Boden so durchgeführt, daß man bald tiefe Einschnitte in den Fels machte, bald hohe Terrassen baute, bisweilen auch die Straßen in Felsstufen übergeben ließ. Alle Straßen sind mit Brecciaquadern sorgfältig gepflastert. Trottoirs, wie sie in Pompeji üblich sind, finden sich nicht. Gewöhnlich in der Mitte ist der mit Steinen ausgelegte, vielfach mit großen Platten bedeckte Lagwasseranal angelegt, an den Häusern hin die Thonrohrleitungen für das frische Wasser, welche Abzweigungen in alle Häuser senden und an den Straßenecken kleine öffentliche Brunnen speisen, von denen mehrere noch erhalten sind. Nach diesem einheitlichen Plane war die Stadt offenbar in nicht sehr langer Zeit ausgebaut worden. Die öffentlichen Gebäude wie die Privathäuser tragen alle einen einheitlichen Charakter und dürften im ganzen dem dritten Jahrhundert v. Chr. angehören. Von großer Bedeutung für die noch so dunkle Geschichte des griechischen Privatbaues sind die in ganzen Quartieren ausgebreiteten Wohnungen. Sie sind vielfach nur in den Fundamenten, an tieferen Stellen über mannshoch erhalten. Es finden sich ältere hellenistische Häuser mit wichtigen, an florentinische Paläste erinnernden Muscassaffen, und etwas jüngere, die nur aus leichtem Bruchstein-Mauerwerk bestehen. Die Pläne der Häuser, so mannigfaltig sie sind, bestätigen die Annahme, daß das Grundschema des hellenistischen Hauses ein Rechteck mit einem viereckigen Säulenhof in der Mitte ist, um den sich die Zimmer gruppieren, etwa so, wie wir es am Königspalast in Pergamon sehen. Nach der Hauptstraße zu zeigen die Häuser eine schweigsame, geschlossene Wand, wie sie denn überhaupt nach außen schlicht und schmucklos erscheinen. Dagegen war das Innere heiter und freundlich ausgestattet. An vielen Wänden haften noch der feine Marmorfluck, es fanden sich ferner im Schutz jonische Halbsäulen, zierliche Zahnschnittgesimse und buntbemalte Triglyphenfriesen, ja selbst figürlicher Schmuck kam vor, wie ein Satyrköpfchen aus Stuck mit feuerroth bemaltem Gesicht vermuthen läßt. Vom Hausrath und beweglichem Zimmerschmuck stehen noch am alten Platz Marmortische mit Löwenfüßen und große flache Becken auf hohem Fuß, einfacher, aber sonst ähnlich wie die aus Pompeji bekannten, vereinzelt fanden sich auch Bruchstücke von größeren Statuetten aus Marmor oder Terrakotta.

Eine besonders stattliche Anlage wies der Markt auf. Er lag inmitten der Stadt; durch Abgärten des Felsens und Anschüttung war dazu ein rechteckiger Platz gewonnen worden von der Größe zweier Häuservierecke, den auf drei Seiten zusammenhängende Säulenhallen umschlossen. Ein überaus schön hinter und heiterer Anblick bot sich, wenn man durch die Hauptstraße zwischen den langen geschlossenen Wänden auf den Markt gelangt war. Zu beiden Seiten der Straße und an allen Hallen entlang zogen sich in langen Reihen die ehernen, zum Theil vergoldeten und die marmornen Ehrenstatuen, deren Basen in großer Zahl erhalten sind. Meist haben sie die Form eckiger oder halbrunder Ruhebänke aus Marmor, auf deren Lehnen mehrere Figuren nebeneinander aufgestellt sind. Deftlich an den Markt grenzt das Heiligtum des Asklepios, westlich ein Gebäude, das große Ähnlichkeit mit einem griechischen Theater hat, ein solches aber nicht war, sondern vermuthlich als Volksversammlungshaus diente. Dieses Bauwerk giebt uns zum ersten Male eine wirkliche Anschauung vom Aussehen eines griechischen Sitzungssaales. Es ist mit großer Schlichtheit ganz aus Marmor ausgeführt; der Schmuck beschränkt sich auf den Mittelpunkt des Ganzen, den Altar, der mit Stierköpfen und Gurlanden, mit zierlich ausgeprägten Schalen und feinen Palmettenfriesen sehr reich geziert ist. Bewundernswerth erscheint, wie einfach bei diesem Gebäude die Aufgabe gelöst ist, den für etwa 600 Personen berechneten Raum möglichst zugänglich zu machen und Gedränge zu vermeiden, zugleich aber den Raum so weit wie irgend möglich für Sitzplätze auszunutzen. Besonders auffällig ist in dieser Hinsicht die Schmalheit der Treppen im Sistraum, die gerade nur eine Person durchlassen. —

Medizinisches.

k. Ein Fortschritt in der Behandlung des Gelenkrheumatismus. Zur Behandlung des akuten und chronischen Gelenkrheumatismus bedienen sich die vielfachen Methoden im wesentlichen der Einwirkung der Wärme. Natürlich sind dieser nach oben hin Grenzen gezogen. Der Engländer Zallermann hat jedoch neuerdings Apparate konstruirt, welche gestatten, einzelne Glieder des Körpers Temperaturen von weit über 100 Grad für längere Zeit auszusetzen, wodurch die Wirksamkeit der Wärmeanwendung außerordentlich erhöht wird. Die ersten dieser Apparate, welche nach Deutschland gelangt sind, wurden unlängst im Verein für innere Medizin und später an Kranken demonstriert. Es hat sich thatsächlich ergeben, daß ohne unangenehme Empfindungen ein Arm oder ein anderes Körperglied halbe und ganze Stunden lang der Einwirkung exzessiv hoher Temperaturen unterworfen werden kann.

Aus dem Thierreiche.

— Ueber die Fortpflanzung der Seefische machte Professor Heinde unlängst interessante Mittheilungen im Bremer Naturwissenschaftlichen Verein. Danach legt der Hering Eier ab, welche zu Boden sinken und dort festkleben, während die Eier der anderen wichtigsten Nussfische der Nordsee, wie Schellfisch, Kabeljau, Scholle, Seesunge, Steinbutt, Schwimmen. Diese Eier erscheinen als durchsichtige, winzig kleine Kügelchen und Körner, weil sie eben frei in den oberen Schichten des Meeres schweben, durch den Betrieb der Seefischerei, der nach der Tiefe geht, nicht geschädigt werden, was für die Erhaltung eines großen Nussfischbestandes natürlich von der allergrößten Wichtigkeit ist. Ebenso leben auch die ausklimpfenden jungen Fische noch Wochen hindurch als Larven in den oberen Meeresschichten; erst wenn sie die bleibende Körperform voll erlangt haben, gehen sie in die Tiefe des Meeres hinab, an dessen Boden sie dann weiter leben. —

Aus dem Thierleben.

d. g. Baukünstler in der Vogelwelt. Eine ganze Zahl Vögel begnügen sich nicht damit, das zierliche Gewebe des Nestes anzufertigen, sie schmücken es auch kunstgerecht aus. So liebt es die Bastardnachtigall, die Außenseite ihres Baues mit weißer Birkenrinde, Federn, Hobelspänen oder Papierschnitzeln zu verzieren. Die Brüder Müller berichten von einem Zaunkönigsnest, dessen Inneres mit schreiendgelben, gekräuselten Hahnensfedern tapeziert war. Die Kollibris vergnügen sich damit, die Außenseite mit hübschen flachen Flechtenstücken zu puzen und sie ordnen dieselben sogar mit sehr viel Geschmack. Die syrische Spechtneise geht noch weiter. Sie sammelt mit großem Eifer buntschillernde Insektenflügel und polstert damit ihre Wohnung aus. Der indische Fliegenschwapper macht es ebenso, nur nimmt er abgestreifte Schlangenhäute dazu. Der afrikanische Hammerkopf schmückt die Umgebung seines auf flacher Erde liegenden Nestes mit Schneckenhäusern, Knochen und Glasscherben. Wunderbare Bänke verfertigen die Laubenvögel Australiens. Sie errichten vollkommene Vogengänge aus Zweigen, in denen sie zu übermüthigstem Spiel zusammenkommen. Die Laube der braunbrüstigen Art ist beinahe vier Fuß lang, achtzehn Zoll hoch, und ruht auf einer dicken Unterlage von Stäben. Der Atlaslaubenvogel schmückt seinen Bau mit bunten Papageienfedern und Muscheln. Die Laube der gefleckten Art ist mit langen Grashalmen gestreift, deren Spitzen sich fast berühren. Runde Steinechen müssen die Halme festhalten. Der Prinzenvogel verziert seine Laube mit rothen, schwarzen und blauen Beeren, auch kleine Landmuscheln und Blänchen werden von ihm verwendet. Wenn die Vogelschaar in lustigem Tanz durch diese „Spielhäuser“ tollt, reißen die einzelnen Vögel Steine, Muscheln und Federn heraus und ordnen sie unausgesetzt anders an. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Der Mató, oder Paraguay-Thee (Ilex paraguayensis) spielt in manchen Gegenden Südamerikas etwa dieselbe Rolle, wie der chinesische Tee bei den Russen. Vor einiger Zeit wurde nun berichtet, daß in Südamerika die von der Hand des Menschen ausgeföheten Samen nicht keimen wollten. Nun weiß man, daß die Jesuiten-Missionen Uruguays große Mató-Pflanzungen besaßen, demnach Mittel keimen mußten, die Samen keimfähig zu machen, um Anpflanzungen des danach so benannten Jesuiten-Thees zu erhalten. Ein Franzose, Herr Thays, Direktor der öffentlichen Gärten von Buenos-Ayres, stellte darüber Nachforschungen an und fand, daß die Samen vorher den Darmkanal gewisser Vögel passiert haben müssen, ehe sie keimen. Bei uns wird dasselbe Verfahren (namentlich in England) angewandt, um keimfähige Samen für Weißdorn- (Crataegus-) Hecken zu erhalten. Thays machte nun weitere Versuche, um zu entscheiden, ob es die Magensaft der Vögel sind, oder schon die Wärme des Verdauungskanal allein die Keimfähigkeit der Samen befördert, und da er das letztere fand, begnügte er sich damit, die auszusäenden Samen vorher eine Zeit lang in warmes Wasser zu legen. —

Technisches.

— Ein Fortschritt der Beleuchtungstechnik ist durch die Erfindung des Prof. Dr. Kernst, Direktors des elektrochemischen Instituts in Göttingen, erzielt, welche einen neuen Sieg der Elektrizität bedeutet. Dieses neue Licht beruht auf der Wahrnehmung, daß gewisse Nichtleiter der Elektrizität, Kaolin, Magnesia u. f. w., bei einer höheren Temperatur leitend werden, alsdann durch einen elektrischen Strom zur Weißgluth gebracht werden können und ein schönes, gleichmäßiges und ruhiges Licht ausstrahlen. Dr. Kernst verwendet bei seinem neuen Lichte feuerfeste Cylindereisen aus gebrannter Magnesia und gelangt bei gleicher Lichtstärke zu nur einem Drittel des bei der bisherigen Glühlampe erforderlichen Stromverbrauches. Während bisher der Preis pro Kerzenstundenstunde über 3 Pfennig betrug, wird sich nach der neuen Beleuchtung der Preis auf etwa 1,3 Pfennig belaufen. —

— Pulver von Brandpilzen als Malerfarben. Zu den schlimmsten Feinden unserer Getreide-Arten gehören die Brandpilze, die die Aehren mit ihrem schwarzen oder braunen Sporenpulver erfüllen. In der englischen Zeitschrift „Nature“

empfiehlt David Paterson in Laabank (Midlothian) den Faserbrand als Malerfarbe. Das Sporenpulver dieses Brandpilzes giebt ein tiefes und reiches Umbrabraun, das sich zuweilen im Tone der Sepia nähert. Um seine Widerstandsfähigkeit gegen Licht und Bitterungseinflüsse zu prüfen, wurden von Paterson Versuche ausgeführt. Er trug den Farbstoff als Wasserfarbe auf Papier auf, setzte dies mehrere Monate lang dem Sonnenlicht aus und fand, daß er sich nur ganz unbedeutend verändert hatte. Im gewöhnlichen milden Tageslicht (wie es zum Beispiel in einem gut erleuchteten Zimmer herrscht) bleibt die Farbe gänzlich unverändert. Da das Pulver trocken und leicht ist, muß es zur Herstellung von Wasserfarbe erst mit einigen Tropfen Alkohol angefeuchtet und dann mit Gummi und Wasser gemischt werden. Nach einer Mittheilung des englischen Pilzforschers Marshall Ward befindet sich übrigens im Botanischen Museum zu New eine Zeichnung, die mit dem Brandpulver von Weizen gemalt ist. In Japan hat die Kenntniß von der Brauchbarkeit der Brandpilze als Farbstoffe allgemeinere Verbreitung erlangt; denn wie Diel in Engler's „Natürlichen Pflanzenfamilien“ angiebt, verwenden japanische Frauen das olivenbraune Pulver eines Brandpilzes (Ustilago esculenta) dazu, um dünne Augenbrauen durch Uebermalen damit kräftiger erscheinen zu lassen. — („Zagl. N.“)

Humoristisches.

— Die unrechte Tasche. Zwei vornehm gekleidete Damen besteigen die Pferdebahn, die schon sehr besetzt ist; anderthalb Sitze lassen sich noch entdecken und diese genügen, da nur die ältere Dame etwas zur Leibesfülle neigt, die jüngere dagegen desto weniger Platz einnimmt. Als es zum Bezahlen kommt, lehnt sich die Stärkere ein wenig auf die Seite und beginnt ihre Noctallen nach der Tasche zu durchforschen. Einige Minuten vergehen in athemloser Stille. Das Gesicht der Suchenden nimmt allmählich eine immer dunklere Färbung an, und plötzlich hört man den Ausruf: „Laura, ich bin bestohlen! Meine Börse ist fort.“ — „meine Tasche ist vollkommen leer.“ — Da räuspert sich der neben der Dame sitzende Herr und meint phlegmatisch: „Vielleicht haben Sie die Güte, in Ihrer eigenen Tasche nachzusehen, wo Sie Ihre Börse schon finden werden. Meine Tasche ist allerdings ganz leer.“ —

— Auf dem Ball. Dame: Bissen Sie, mein Herr. Sie sollten wirklich versuchen, etwas Abwechslung in die Art Ihres Tanzens zu bringen. Herr: Wie meinen Sie das, mein Fräulein? Dame: Nun, Sie könnten hin und wieder mal auf meinen linken Fuß treten, der rechte hat thalischlich schon genug abbekommen. —

— Ein höflicher Mann. Todtkranke zum Arzt: „Daß ich Sie weiter net gratifiziren kann, Herr Doktor, das wissen's ja. Aber thun's mir doch die Freud' an und kommen's zu meiner Leich'.“ („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— Der Steuermann und ein Matrose des deutschen Schiffes „Johanna“ ertranken bei Brake beim Kentern eines Segelbootes. —

— Das Schwurgericht in Kornenburg hat die Maria Edle von Radolitsch, welche die Geliebte ihres Mannes mit Vitriol schwer verletzt hatte, freigesprochen. —

— Im chemischen Laboratorium des Polytechnikums in Zürich trat am Montag eine heftige Explosion ein. Ein Student erlitt schwere Brandwunden. —

— Das Stück „Prozeß Zola“ darf in Amsterdam nach zweimaliger Aufführung nicht weiter gespielt werden. Das Publikum hatte lärmende Manifestationen veranstaltet. Die Darsteller Zola's und Labordi's erhielten, wenn sie sprachen, lebhaften Beifall, Osterhagen wurde heftig angepöffelt. Das Stück „Dreyfus“ findet dagegen steigenden Beifall. —

c. s. Einer seinen Obrigkeit scheint sich das Städtchen Sant' Angelo in der Lombardei zu erfreuen. Wie italienische Blätter melden, wurden dort vor einigen Tagen der Bürgermeister, der städtische „Assessor“, der Stadtschretär und ein Advokat als Mörder eines gewissen Diviert verhaftet. Der Mord geschah im August 1897. —

— In Middleborough (England) treten die Blattern sehr stark auf; bis zum Sonntag sind 610 Erkrankungen vorgekommen. —

— Vor einem Monate trat in London ein Mann mit einer Erfindung an die Oeffentlichkeit, die durch hinreichend angebrachte elektrische Ströme das unbefugte Oeffnen einer Thür und eines Fensters unmöglich machte, denn in dem Augenblicke der Oeffnung verursachte der Apparat einen heillosen Lärm. Jetzt hat der Erfinder die Probe aufs Exempel gemacht. In seiner Wohnung ist er nämlich von Dieben besucht worden, welche den Zubalt seines Geldschatzes mitsamt dem „automatischen Polizisten“ — so nannte er die Erfindung — gestohlen haben. —

— In Charlestown vernichtete eine Feuerbrunst einen meist von Arbeitern bewohnten Stadttheil. Vier Personen kamen ums Leben. —